

CAROLINE BLACKWOOD



DAS SCHICKSAL VON MARY ROSE

»Eine der besten und dunkelsten Autorinnen,
die je gelebt haben.« Virginia Feito

ROMAN
INSEL



**CAROLINE
BLACKWOOD**

**DAS SCHICKSAL
VON MARY ROSE**

Aus dem Englischen von Claudia Voit

Roman

Insel

Die Originalausgabe erschien 1981 unter dem Titel
The Fate of Mary Rose bei Jonathan Cape Ltd., London.

Erste Auflage 2026

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Insel Verlag Anton Kippenberg
GmbH & Co. KG, Berlin, 2026

© Caroline Blackwood 1981

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagfoto: Hana Brejchova in einer Szene aus dem Film

Die Liebe einer Blondine, 1965, Foto: Jaromir Komarek/Barrandov

Studio/Michael Ochs Archives/Getty Images, München

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64623-5

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@insel-verlag.de

www.insel-verlag.de

Für Evgenia, Ivana und Sheridan

EINS

Sie war tot, noch ehe ich mir ihrer Existenz bewusst war. Als ich zum ersten Mal in den Nachrichten hörte, dass sie vermisst wurde, interessierte mich das herzlich wenig. Niemals hätte ich geahnt, dass sie scheinbar schon bald ein Teil meiner Familie werden würde – dass ich mich oft bei dem Gedanken ertappen würde, sie sei mehr mein Kind als die kränkliche, kleine, magere Mary Rose. Woher hätte ich wissen sollen, dass mich binnen kurzer Zeit das beklemmende Gefühl beschleichen würde, dass dieses unglückselige junge Mädchen aus seinem Grab gestiegen war und auf dem Sofa in meinem Tudor-Cottage saß – eine geisterhafte Präsenz, die mit regem Interesse die grausamen Details ihres eigenen Schicksals verfolgt, die stündlich im Radio übertragen wurden?

Doch obwohl ich schließlich den Eindruck bekam, sie sei mehr mein Kind als meine eigene Tochter ... so war sie doch in Wahrheit das Kind der Medien. Sie kroch aus der Röhre des Fernsehapparats in meinem Wohnzimmer.

Auf dem Foto, das ihre Mutter der Polizei gegeben hatte, wirkte sie trügerisch unschuldig. Ihr Grinsen zeigte eine große Lücke, da ihr ein Schneidezahn fehlte. Sie hatte Sommersprossen und dicke Zöpfe, die ihrem Aussehen einen angenehm altmodischen Charme verliehen. Nichts in dem unscheinbaren fröhlichen Gesicht ließ erahnen,

in welchem Ausmaß sie mich später tyrannisieren sollte. »Zum Teufel mit ihr!«, würde ich schreien und mich später vor der Kaltherzigkeit dieses Fluchs ekeln. »Zum Teufel mit der kleinen toten Maureen!«

*

Meine Frau bügelte gerade Bettwäsche, als sie hörte, dass die sechsjährige Maureen Sutton aus ihrem Zuhause in Kent verschwunden war. Schon längst hatte ich aufgegeben, Cressida davon überzeugen zu wollen, die Laken und Handtücher in die Wäscherei zu schicken – ebenso wie ich schon vor langer Zeit aufgehört hatte, ihr ans Herz zu legen, ein Mädchen aus dem Dorf einzustellen, das ihr dabei helfen könnte, sich um Mary Rose zu kümmern. Sobald ich etwas in dieser Richtung vorschlug, trat ein seltsam gequälter Ausdruck in Cressidas Augen. Sie wirkte gekränkt und verletzt, als hätte ich ihr zu Unrecht eine geradezu unverzeihliche Inkompetenz vorgeworfen. Meine Frau hatte sehr schöne Augen. Sie waren aquamarinblau, und wenn sie aufgebracht oder verängstigt war, schrumpften ihre Pupillen, bis sie aussahen wie die eines wütenden Papageis. Manchmal schienen sie ganz und gar zu verschwinden. Dann war ihr Blick so leer und gleichzeitig so widernatürlich durchdringend wie die ausdruckslosen Augen antiker Statuen.

»Ach du liebe Zeit! Das Kind, das vermisst wird, stammt hier aus der Gegend!« Cressida stand da und starrte gebannt auf den Fernseher. Einen Moment lang unterbrach sie ihr zwanghaftes Bügeln. Der warme Geruch von etwas Angesengtem stieg von dem feuchten großen, weißen Laken auf, das über ihrem Bügelbrett hing.

»Welches Kind von hier wird vermisst?«, erkundigte ich mich. Ich hatte mir gerade Präsident Carters Bekanntgabe seiner jüngsten Pläne für eine Einigung im Nahen Osten angesehen. Mir war, als würde sich der grelle Glanz seiner Dummheit in jedem einzelnen seiner grässlichen, grabsteinartigen Zähne widerspiegeln. Ich hatte zugesehen, wie sich Tausende Italiener vor dem Petersdom tummelten und ihren erst kürzlich ernannten Papst betrauereten. Die Kamera zeigte eine Nahaufnahme zweier Frauen mit schwarzem Schleier. Sie schluchzten. Die Weltnachrichten im Fernsehen lösten Abscheu und Langeweile in mir aus, und ich begann, ruhelos durch die Schlagzeilen in der Zeitung zu blättern. »Gewerkschaften und Regierung scheitern bei Einigung über Lohnbremse«. Ich gönnte mir ein großes Glas Whisky. Es war erst achtzehn Uhr, aber ich war bereits erschöpft. Ich litt an einem üblen Kater, da ich mich am Vorabend gnadenlos betrunken hatte. Ich war in die Dorfkneipe gegangen und hatte Cressida wie üblich beim Bügeln ihrer handgewaschenen Betttücher zurückgelassen. Die zahlreichen doppelten Whiskys, die ich mir im Red Lion genehmigt hatte, ließen meine Haut unangenehm kribbeln. Es war, als würde jede Pore Alkohol ausdünsten. Ich fühlte mich vergiftet. Verflucht noch mal! Verflucht noch mal! Ich trank noch mehr Whisky, in der Hoffnung, das Gefühl abzutöten, mich zu Tode zu saufen.

Ich betrank mich immer, wenn ich runter nach Kent kam und meine Frau in ihrem Cottage besuchte. Zu Beginn unserer Ehe fuhr ich etwa einmal im Monat hin. Später deutlich seltener.

Ich konnte die Besuche bei ihr nicht ausstehen. Wir gingen viel zu höflich miteinander um, wenn ich bei ihr war. Unsere unermüdliche Freundlichkeit war wie ein

Strick, der uns verband und zugleich die Luft abschnürte. Die gegenseitige Rücksichtnahme und die zuvorkommende Art ließen uns wie ein Vorzeigepaar erscheinen. Wären wir zusammen abgelichtet worden, hätten wir auf dem Foto wahrscheinlich beneidenswert ausgesehen. Beide Anfang dreißig. Cressida so zierlich und blond. Ich selbst, Rowan Anderson, der hingebungsvolle Gatte, groß und dunkelhaarig, ein Mann von unverkennbarer Eleganz und Bildung. Oh, auf einer Fotografie hätte man uns für das perfekte Paar halten können! Und wenn wir zusammen waren, wollte ich nichts als trinken. Es war mir zuwider, dass wir uns angewöhnt hatten, anmutig wie Schlittschuhläufer über das Eis unserer eigenen Höflichkeit zu gleiten.

Wenn ich Cressida anrief, um ihr mitzuteilen, dass ich zu Besuch kommen würde, klang sie immer erfreut. Aber nur ein bisschen. Sie erkundigte sich, was ich mir zum Abendessen wünschte. Wenn ich mich für Fisch entschied, ging sie zum Fischhändler und kaufte welchen. Sie bereitete ihn ausnahmslos vorzüglich mit einer feinen Sauce zu. Sie war eine gute Köchin. Sie backte ihr Brot selbst. Sie kochte ihre Marmelade selbst. Sie tat alles, um mir Geld zu sparen.

Wenn ich abends ankam, brannte im Wohnzimmer immer ein gemütliches Kaminfeuer für mich. Sie stellte eine Flasche Whisky neben meinem Lieblingssessel bereit. Neben meinem Bett waren jedes Mal Blumen in einer Vase. Sie merkte sich die Namen der Weine, die ich mochte, und beim Abendessen wurden sie mir zuverlässig gereicht.

Wenn ich bei meiner Frau zu Besuch war, aß ich allein. Sie servierte mir mein Essen auf einem kleinen Bambustisch vor dem Fernseher. Cressida selbst hatte scheinbar nie Hunger. Mal aß sie ein Sandwich, mal knabberte

sie an einem Keks, aber sie setzte sich nie zu geregelten Mahlzeiten an den Tisch. Cressida suchte sich immer eine Beschäftigung, während ich zu Abend aß. Um zwanzig Uhr war für das Kind Schlafenszeit. Dann machte sich meine Frau daran, Mary Rose zu baden und ihr die Haare zu waschen. Sie putzte ihr die Zähne, las ihr Gutenachtgeschichten vor und hörte ihr beim Beten zu. Aber Cressida war auch äußerst aufmerksam, wenn es um meine Bedürfnisse ging, wenn ich denn mal welche hatte. Ich hatte nie das Gefühl, zu kurz zu kommen. Wenn ich um Salz oder Pfeffer, um Zitrone oder dergleichen bat, huschte sie in die Küche, um mir zu holen, was ich wollte. Der Gehorsam, mit dem sie loslief und mir alles brachte, wonach ich verlangte, erinnerte mich an ein kleines Mädchen.

Was meine Frau auch für mich kochte, ich überhäufte sie mit Lob, aber ich trank so viel Whisky, dass er mir den Appetit verdarb. Sobald sie nach oben ging, um Mary Rose in ihrem Zimmer vorzulesen, schlich ich mich oft mit meinem Teller zur Toilette und spülte jeden Happen von dem Essen hinunter, das sie mir so mühevoll zubereitet hatte.

Früher oder später erwähnte ich während meines Besuchs immer, wie froh ich war, im Cottage zu sein. Ich sagte auch, wie hübsch und heimelig sie es eingerichtet hatte. Wenn ich wollte, konnte ich überaus wertschätzend und freundlich sein. Ich glaube nicht, dass meiner Frau jemals bewusst war, wie sehr ich dieses scheußliche Häuschen hasste, das sie mich in Beckham zu kaufen gedrängt hatte. Ihr Cottage löste in mir jedes Mal ein Gefühl überwältigender Klaustrophobie aus. Ich fand es zutiefst abstoßend, so beengt und urig, wie es war. Obwohl es sich um ein echtes historisches Gebäude handelte, erinnerte es

mich an die schlimmste Sorte dieser auf alt getrimmten Teestuben, die auf ausländische Touristen ausgerichtet waren.

Meiner Frau sagte ich immer, dass ich es äußerst gemütlich fand. In Wahrheit traf das genaue Gegenteil zu. Im Cottage war es so dunkel, dass man oft das Licht einschalten musste, wenn man tagsüber lesen wollte. Es hatte winzige, bleiverglaste Fenster, und deren kleine, rautenförmige Scheiben waren trüb. Ich bin sehr groß, und deshalb stieß ich mir dauernd den Kopf an den lächerlich niedrigen Türrahmen und den moderigen alten lackierten Balken. Der Ausgang zu den Schlafzimmern war so eng, wackelig und steil, dass er mehr eine Leiter als eine vernünftige Treppe war. Der Boden im Wohnzimmer war schlimm verzogen, und von der Neigung wurde ich sekrank. Trotzdem war ich stets darauf bedacht, meiner Frau gegenüber niemals durchblicken zu lassen, wie verabscheuenswert ich ihr Cottage fand. Für sie war es ein Traumhaus. Daher hielt ich ein wenig höfliche Heuchelei für besser, als sie zu kränken.

Was meine Haltung gegenüber Mary Rose anging, war ich ebenso unehrlich. Regelmäßig erkundigte ich mich bei Cressida, wie sich das Kind in der Schule machte, und an meinem ernststen, besorgten Tonfall hätte niemand erkennen können, wie wenig mich das interessierte.

Ich versäumte es nie, Mary Rose irgendein furchtbares Plastikspielzeug aus London mitzubringen. Wenn ich ankam, begrüßte ich das Kind immer mit einem herzlichen Kuss und einer Umarmung. Manchmal nahm ich Mary Rose auf einen kurzen Spaziergang mit. Sie schien mir gegenüber misstrauisch zu sein, und ich hatte nie den Eindruck, dass ihr diese reizlosen kleinen Ausflüge Freude

bereiteten. Sie vermittelte mir das Gefühl, dass sie viel lieber zu Hause bei ihrer Mutter geblieben wäre. Abends, wenn ich sie huckepack hoch ins Bett trug, wurde ich zum übermütigen, ausgelassenen Vater.

Ich erzählte Cressida ständig, wie wunderbar ich es fand, dass Mary Rose so gut aussah. Ich sagte, das sei ihr Verdienst. Doch besonders gut sah Mary Rose komischerweise nie aus. Obwohl ich kein Kind kannte, das so viel mütterliche Fürsorge und Aufmerksamkeit erhielt, wirkte Mary Rose ständig ängstlich und niedergeschlagen. Cressidas gesamtes Leben drehte sich um die Erziehung von Mary Rose. Offenbar betrachtete sie das als ihren göttlichen Auftrag. Ihre Tage waren dem Kochen, Bügeln, Nähen und Waschen für Mary Rose gewidmet. Cressida sorgte sich um die Manieren des Kindes, und sie sorgte sich um dessen Schulbildung. Obwohl meine Frau jeden Abend stundenlang mit Mary Rose die Hausaufgaben durchging, hinkte das Mädchen ziemlich hinterher. Cressida schimpfte das Kind, und sie lobte es überschwänglich. Sie gab ihm Ohrfeigen und Küsse und wog es wöchentlich. Obgleich Cressida keine große Leserin war, kaufte sie sich Bücher über kindliche Entwicklung und Psychologie. Ich fand die Interessen meiner Frau unfassbar öde. Selbstverständlich war ich viel zu höflich, um das auszusprechen.

Mary Rose hatte Pech. Sie hatte nicht die Schönheit ihrer Mutter geerbt. Cressidas Haare und Teint waren strahlend hell, meine hingegen sehr dunkel. Unsere Tochter hatte eine unscheinbare Farbe. Ihre Haare hatten ein glanzloses Graubraun – der Ton einer Maus.

Obwohl Cressida fanatisch darauf bestand, dass Mary Rose eine optimal ausgewogene Ernährung erhielt – obwohl meine Frau das Kind regelmäßig zu Vorsorgeun-

tersuchungen brachte und darauf achtete, dass Mary Rose jeden Tag eine Stunde an der frischen Luft spazieren ging, obwohl sie das Kind scheinbar rund um die Uhr mit Eisen und Vitaminen vollstopfte, mit Lebertran, Weizenkeimen und Hefe und diversen anderen Nahrungsergänzungsmitteln –, sah Mary Rose trotzdem ziemlich kränklich aus. Ihr Gesicht war schmal und eingefallen, mit asymmetrischen Zügen. Ihre Arme und Beine waren weiß und dünn wie Stöckchen. Sie hatte eine schwächliche, unterentwickelte Brust. Unter ihren Augen zeichneten sich vor Anspannung blassviolette Schatten ab.

Mary Rose sah stets sehr sauber aus, weil meine Frau ständig dahinterstand, dass sie sich wusch. »Vergiss die Ohren nicht, mein Schatz!«, »Vergiss nicht die Zähne!«, »Vergiss nicht die Hände!«, »Vergiss nicht den Hals!«, hörte ich Cressida ihre Befehle erteilen und erschauerte jedes Mal. Ich fühlte mich an mein verhasstes Internat zurückversetzt.

Ich gab mir Mühe, ein wenig Zuneigung für Mary Rose zu empfinden, aber es fiel mir schwer. Sie war so ein begriffsstutziges, schüchternes Kind und schien kaum eine nennenswerte Persönlichkeit zu besitzen. Sie war sehr brav, aber ich fand sie einfach nicht interessant, und es war schwer, ihr ein Lächeln zu entlocken.

»Ach du liebe Zeit!«, sagte Cressida. »Das vermisste Kind wohnt auf der Fulton Road. Ich weiß, wo das ist. Die Fulton Road ist hier ganz in der Nähe. Das ist oben in der Sozialsiedlung!«

Mir fiel auf, dass Cressida mit einem seltsam wahn-sinnigen Ausdruck in den aquamarinfarbenen Augen auf den Fernseher starrte und ihr Dampfbügeleisen hochhielt wie einen Schild, mit dem sie ihre Brüste zu schützen ver-

suchte. Irritiert und schweigend schaute ich hoch zum Fernsehbildschirm. Die kleine Maureen Sutton hatte unser Cottage betreten, und ich war zu sehr mit meiner eigenen Unzufriedenheit beschäftigt, um die Bedeutung ihrer Ankunft zu erfassen. Ich sah ein fröhliches Kindergesicht aufblitzen. Dann verschwand das Bild und wurde von dem Mitschnitt eines Fußballspiels abgelöst.

Ich schenkte mir einen starken Whisky ein. Falls Cressida, die selbst keinen Tropfen anrührte, ein Problem damit hatte, dass ich so viel trank, so unternahm sie doch nie etwas, mich davon abzuhalten. In unserer Beziehung galt das ungeschriebene Gesetz, dass ich jederzeit tun und lassen durfte, was auch immer ich wollte.

»Die Sozialsiedlung«, sagte ich zu meiner Frau. Wenn ich bei Cressida im Cottage zu Besuch war, bekam ich eine lange Leitung. Ich spürte, wie mein Verstand erlahmte, hauptsächlich weil ich keinerlei Aufgabe mehr hatte, sobald ich über die Türschwelle meiner Frau trat. Cressida selbst gönnte sich von früh bis spät keine Pause, und es war zermürbend, ihr zuzusehen, wie sie sich unermüdlich abrackerte.

Zwar bot ich jedes Mal höflich meine Hilfe an, wenn ich Cressida auf den Knien den Küchenboden schrubben oder mit einem schweren Korb voller Holzscheite aus dem Schuppen taumeln sah, aber sie lehnte sofort ab und vermittelte mir das Gefühl, es wäre unhöflich, darauf zu bestehen.

In ihrem Cottage kam ich mir vor wie ein widerlicher Salonlöwe – ein ekelhaftes Chauvinistenschwein, das sich mit Whisky volllaufen lässt, während seine Gattin jede wache Sekunde der Erfüllung seiner groben, selbstsüchtigen Bedürfnisse widmet. Wenn ich Tränen über

Cressidas Wangen laufen sah, während sie Zwiebeln für ein aufwändiges und völlig unerwünschtes Gericht schälte, das sie mir zum Abendessen zubereitete, sehnte ich mich zurück in meine eigene Wohnung in London, wo ich für mich selbst kochte oder ins Restaurant ging.

Schon immer wünschte ich mir ein möglichst einfaches Leben.

Ich bin ein erfolgreicher Historiker. Ich bin sowohl ehrgeizig als auch fleißig. Zu Besuch bei meiner Frau wurde ich träge und handlungsunfähig, aber in London war ich ausgesprochen diszipliniert. Jeder Augenblick, in dem ich nicht arbeitete, war für mich vergeudete Zeit. Gloria, die seit mehreren Jahren meine Geliebte war, beklagte sich oft, dass meine Liebe einzig meiner Arbeit galt. Sie betrachtete das als Schwäche. Ich betrachte das als Stärke.

Die seltenen Aufenthalte bei meiner Frau empfand ich nicht zuletzt deshalb als so quälend, weil ich nur äußerst ungern von meinen Büchern und Akten getrennt war. Wenn ich runter ins Cottage kam, brachte ich mir nie Arbeit mit. Ich wusste, dass es mir in der Atmosphäre, die Cressida geschaffen hatte, unmöglich sein würde, mich auf etwas zu konzentrieren, das intellektuell anspruchsvoller war als die Schlagzeilen in der Zeitung. In ihrem Cottage stand nur ein einziges Bücherregal aus Kiefernholz. Sie hatte es mithilfe eines Werkzeugkastens für Heimwerker selbst aufgebaut. Die Bücher darin beschäftigten sich ausschließlich mit Kindererziehung, Marmelade und Kuchenbacken. Es enthielt Zeitschriften voller Häkel- und Strickmuster. Sosehr ich Cressidas Kostenbewusstsein beim Aufbau des Regals auch bewunderte, löste der Anblick seines Inhalts in mir doch eine lähmende Niedergeschlagenheit aus. Das Leben, für das sie sich entschieden

hatte, weil sie es als rein und idyllisch empfand, erschien mir auf betäubende Weise sinnlos. Ich habe nie verstanden, wie Cressida die Monotonie ihres häuslichen Daseins ertrug. Sie wusste genau, dass ich sowohl willens als auch finanziell in der Lage war, sie dabei zu unterstützen, mit ihrem Leben etwas Bereichernderes anzufangen, als Regale aufzubauen, Karotten und Rosenkohl zu kochen und Mary Roses Hausschuhe zu putzen.

Cressida hatte keine gute Schulbildung genossen. Ich wünschte, sie würde sich weiterbilden. Ich sehnte mich danach, dass sie mir sagte, sie wolle studieren, aber anscheinend mangelte es ihr an Wissensdurst. Wenn ich sah, dass ihre Haut an den Händen rot und schuppig geworden war, weil sie unsere Laken und Badetücher von Hand wusch, empfand ich ihr gegenüber nichts als Ärger und Verachtung. Mir wurde ein wenig übel beim Anblick der kaputten Hände meiner Frau.

An dem Abend, an dem Cressida mir erzählte, dass Maureen Sutton aus ihrem Haus in unserer örtlichen Sozialsiedlung verschwunden war, reagierte ich nur mit meiner gewohnten irrationalen Dankbarkeit, dass es die Siedlung überhaupt gab. Meine Frau verabscheute und missbilligte so sehr, dass dieses ausgedehnte Konglomerat durchweg hässlicher Häuser vor drei Jahren am Rande ihres geliebten malerischen Beckhams errichtet worden war, dass ich angesichts dessen Nähe eine geradezu perverse Schadenfreude empfand.

Ich hatte Beckham noch nie leiden können. Jeder Pflasterstein in den engen, historischen Gassen wirkte wie von Hand poliert. Für mich lag das Dorf zu nah an London und gleichzeitig zu weit weg von jeder Stadt. Es kam mir wie ein Ort vor, an dem die widerliche Vornehmheit

der Vorstadt eine Art träge, unfruchtbare Ehe mit der verschlafenen Trostlosigkeit eines vergessenen Weilers eingegangen war.

Die Fassaden von Beckhams winzigen Läden waren alle frisch gestrichen und schneeweiß. In Beckham reiheten sich makellose lachsfarbene historische Häuschen mit Blick auf die Dorfwiese aneinander, die so sorgfältig gemäht, eben und smaragdgrün war, dass nur noch ein Maibaum fehlte. Links neben dem Rasen stand Beckhams Vorzeigebauwerk, eine rundliche, gedrungene Darre, die bis auf das Ausstrahlen des obligatorischen Kent-Charmes kaum noch eine Funktion besaß. Sie war in ein luxuriöses Studio umgebaut worden, das von einem älteren, ebenfalls recht rundlichen homosexuellen Paar bewohnt wurde, das die französische Küche schätzte und einen Großteil seiner Zeit damit verbrachte, grauenhafte Aquarelle des Dorfs zu malen.

Im Sommer fand ich Beckham erdrückend, gerade dann, wenn es am hübschesten war und die Gärten der entzückenden Häuschen in ihrer ganzen Farbenpracht erstrahlten wie die Illustrationen in einem Blumenzwiebelkatalog. Man hörte das hypnotische Summen der Bienen, wenn sie durch die ausgedehnten Ranken von Blauregen und Geißblatt schwärmten, die so viele der Koppelfenster von Beckhams elisabethanischen Cottages verbargen. Man hörte das leise Klackern der Bälle, wenn sich die in weißen Flanell gekleideten altersschwachen Männer beim Cricketspielen auf dem Rasen wieder in junge Burschen verwandelten.

»Ist es nicht friedlich?«, pflegte mich meine Frau zu fragen.

»Allerdings ...«

Sosehr ich Beckham im Sommer auch hasste, im Winter fand ich das Dorf sogar noch deprimierender, wenn die Turmspitze seiner spielzeugartigen Kirche aussah, als hätte man sie mit schwarzer Tusche vor einen Himmel gezeichnet, der dazu verdammt war, in seinem unveränderlichen, trostlosen Grau zu verharren – wenn jeder Baum an einer furchtbaren Krankheit zu leiden schien, die ihn zu einer traurigen, dunklen Silhouette aus wirren, gebrechlichen Zweigen verkümmern ließ. Wenn ich im Januar bei Cressida war, kam es mir immer unvorstellbar vor, dass der Frühling jemals wiederkehren könnte.

Im Winter wirkte das ganze Dorf oft völlig verlassen. Sobald die Pender nach London aufgebrochen waren, blieben die Frauen mit Babys und die Alten zu Hause, wo sie, soweit ich das beurteilen konnte, ihre Tage auf ähnliche Weise verbrachten wie meine Frau. Sie wuschen ihre Wäsche und spülten ihr Geschirr. Sie bügelten, sie kochten und sie polierten ihre Möbel. Sie fütterten ihre Hunde und werkten an ihren Häusern und schauten fern an ihren Apparaten, deren Antennen sie, so gut es ging, hinter ihren historischen Schornsteinen versteckt hatten.

»Ich mag die Stille«, sagte Cressida immer. Und im Winter war Beckham tatsächlich sehr ruhig. Gelegentlich wurde die Stille von einem kleinen Laster unterbrochen, der durch die leeren Straßen rumpelte, um Milch, Eier und Gemüse von den umliegenden Bauernhöfen anzuliefern. Manchmal hörte man das Auto des Arztes, wenn er zu einem Hausbesuch fuhr. Halbstündlich ertönte das monotone Pfeifen und Rattern des vorbeifahrenden Londoner Zugs. Aber sehr oft hörte man nichts als Regen und Wind.

Unter der Woche um halb vier erwachte Beckham